5 Pfennig.

Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen

5 Pfennig.

Vormittags-Ausgabe.

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstraße 16, Ecke Dachritzstraße 12 bis 14 bezw. Bölbergasse 1. Eingang für Verlag, Redaktion und Anzeigenannahme: Gr. Ulrichstraße 16. — Fernsprech-Sammelnummer 7981. Hauptfilialen Obere Leipzigerstraße 34 (Tel. Nr. 7981) und Brunnenstraße 49 in Giebichenstein (Tel. Nr. 1403). Verantwortlich für die Redaktion: Otto Becker in Halle a. S.

Nummer 99 — Halle, Mittwoch den 10. April — 1918

Der Feind über den Oise-Aisne-Kanal zurückgeworfen.

Feindliche Stellungen nördlich des La-Bassée-Kanals genommen.

(W. T. B.) Berlin, 9. April, abends. (Amtlich.) **Nördlich vom La Bassée-Kanal sind wir in englische und portugiesische Stellungen eingedrungen.**

An der Schlachtfront zu beiden Seiten der Somme heftige Artilleriekämpfe.

Auf dem Südufer der Oise warfen wir den Feind auch zwischen Couch la Chateau und Brancourt über den Oise-Aisne-Kanal zurück.

Unser Erfolg südlich der Oise.

(W. T. B.) Berlin, 9. April. Der deutsche Teilangriff südlich der Oise, der über den Fluß und seine sumpfigen Niederungen hinweg gegen außerordentlich starke natürliche und künstliche Verteidigungsstellungen angesetzt war, hat innerhalb dreier Tage den Franzosen ein wichtiges Gelände von rund 20 Kilometer Ausbreitung und 12 Kilometer Tiefe entrissen. Bei dem unter geringen eigenen Verlusten durchgeführten Angriff erlitten die Franzosen außer der Einbuße von mehr als 2000 Gefangenen äußerst schwere blutige Verluste. Der Erfolg dieser Nebenoperation läßt sich erst bewerten, wenn man den Raumgewinn der viermonatigen englischen Uebermaterialschlacht in Flandern zum Vergleich heranzieht. Dort gelang es einer ungeheuren britischen Ueberlegenheit in der langen Zeit, lediglich einen Raumgewinn von 20 Kilometer Breite und 7 Kilometer Tiefe zu erzielen und damit einen strategisch wertlosen Landstrich von ungefähr 100 Quadratkilometer Größe zu erobern.

Vor einer feindlichen Gegenoffensive?

s. Zürich, 9. April. (Eigene Drahtmeldung. Der Militärkritiker der Londoner „Morning Post" schreibt: Wir stehen jetzt vor dem Gegenangriff der alliierten Heere in Frankreich. Die nächsten Tage werden Entscheidungen bringen. In jedem Falle wird dieses Jahr das letzte Jahr des europäischen Krieges sein.

(T. U.) Genf, 9. April. Eine Havas-Note stellt den französischen Rückzug auf das linke Oise-Ufer als geplant hin. Um die Bevölkerung zu trösten, wird in der Note die deutsche Heeresverwaltung beschuldigt, Kriegsgefangene nur 3 Kilometer hinter der Front zu verwenden, ohne jedoch für diese Behauptung auch nur den kleinsten Beweis beizubringen.

Die Zensur verbot der Pariser Presse, mitzuteilen, daß die französische Heeresleitung die von Deutschland geforderte Gegenleistung für eine Unterbrechung des Bombardements auf Paris nicht erfüllt hat.

ep. Basel, 9. April. (Eigene Drahtmeldung.) Ein Havas-Kommentar vom 8. April stellt fest, daß in der Schlacht an der Somme eine neue Pause eingetreten sei. Es hätten nur gegenseitige Artilleriebeschießungen stattgefunden, aber keine Infanteriegefechte. Indessen seien Vorbereitungen beobachtet worden, nach denen man sich auf eine Wiederaufnahme der Angriffe auf breiter Front gefaßt machen müsse.

Die englischen „Todesfallen".

Nach den ersten Tagen der großen Westoffensive findet die englische Führung keine Freiwilligen mehr für die Bedienung ihrer Tanks. Die großen Verluste der Kraftwagenbesatzungen sind daran schuld. Gefangene englische Tankbedienungen sagen aus, ihre Wagen seien reine Todesfallen. Sie würden fasch eingesetzt, seien zu unbeweglich und nicht vergleichbar mit den neuen deutschen Panzerwagen. Es meldeten sich nur noch Leute unter der Bedingung, daß ihnen nach einer einzigen Tankfahrt vier Wochen Urlaub gewährt werde. Die Weigerung der englischen Soldaten zu weiteren Tankfahrten ist verständlich, wenn man bedenkt, daß allein in den ersten Tagen über hundert Tanks von den Deutschen erbeutet und daß im Verlauf der weiteren Kämpfe ungezählte weitere feindliche Sturmwagen zusammengeschossen oder zur schleunigen Umkehr gezwungen wurden. (W. T. B.)

Italiener an der Westfront?

s. Zürich, 9. April. (Eigene Drahtmeldung.) Der „Morgenzeitung" zufolge soll die Ursache der Absperrung der französisch-schweizerischen Grenze die Beförderung italienischer Truppen an die Sommefront sein.

Ein Sündenbock?

(T. U.) Amsterdam, 9. April. Reuters Sonderberichterstatter meldet, daß General Gough, der der Befehlshaber der 5. Armee im Abschnitt von Saint Quentin zu Beginn der deutschen Offensive war, sich nun in England befinde.

Panik in Nesle.

Von der Aufregung der Zivilbevölkerung von Nesle und der Härte, womit die englische Militärbehörde einschritt, gibt nachfolgender Befehl des Generalstabsoffiziers Major Link vom 18. englischen Armeekorps Aufschluß:

„Während der letzten Tage entstand viel unnötiger Lärm und Verzagtheit im Korpsbereich durch falsche Gerüchte von dem Durchbruch der feindlichen Kavallerie an verschiedenen Stellen. Zweifellos wurden diese Gerüchte durch feindliche Agenten, die entweder als Zivilisten oder als englische Offiziere gekleidet waren, in die Welt gesetzt. Gestern geschah dies in Nesle und rief eine große Panik auf der Straße Nesle—Roye hervor. Die wirkliche Lage an der Front berechtigt in keiner Weise zu alarmierenden Gerüchten. Die Franzosen brachten an die Front bereits vier Divisionen, die einen beträchtlichen Teil unserer Truppen ablösten und jetzt die Linie etwa eine Meile östlich von Nesle von Norden nach Süden halten. Weitere französische Divisionen sind unterwegs und unsere eigenen Reserven in Anmarsch. Der Feind ist noch nicht in Nesle. Die feindliche Kavallerie ist nirgend durchgebrochen. Jede Person, die alarmierende Gerüchte verbreitet, muß sofort verhaftet und entweder erschossen oder dem nächsten Offizier überantwortet werden.

(gez.) C. S. Link, Major im Generalstab des 18. Armeekorps."

Schon am folgenden Tage war Nesle in deutscher Hand. Der Abtransport der Zivilbevölkerung muß demnach in größter Hast erfolgt sein, was ja auch von einem einzigen zurückgebliebenen Einwohner von Nesle unter Angabe der englischen Plünderungen bestätigt wurde. (W. T. B.)

Wie das amerikanische Volk getäuscht wird.

Am 7. April wurde an der Westfront der erste amerikanische Flieger abgeschossen und lebend eingebracht. Er ist von Beruf Ingenieur, tut seit September 1917 in der französischen Truppe Dienst und ist sehr befriedigt darüber, daß er noch keine Deutschen getötet hat. Er war erstaunt, als er hörte, daß die Amerikaner schon vor der Kriegserklärung den Alliierten große Massen von Munition und Kriegsmaterial geliefert hätten, und daß der Botschafter Gerard in Deutschland zugunsten der Entente Spionendienste geleistet habe. Das amerikanische Volk sei durch die Ententepropaganda, durch Zeitungen und Plakate völlig über die tatsächlichen Verhältnisse getäuscht worden. Ueber die Beschießung von Paris, deren erste Tage er mit erlebte, ist er der Ansicht, daß mit fortdauernder Beschießung Erfolg und moralischer Eindruck in gefährlicher Weise steigen würden. (W. T. B.)

*

Italien in ängstlicher Erwartung.

(T. U.) Lugano, 9. April. Mit bezug auf die von der italienischen Presse ängstlich erwartete und täglich angekündigte Offensive wird aus Mailand offiziös die Nachricht verbreitet, Ende April werde in Italien eine weitere halbe Million Mann einberufen werden, womit Italien über vier Millionen Mann an der Front haben werde.

Orlando bei Clémenceau.

(T. U.) Lugano, 9. April. Einem Telegramm aus Rom zufolge bestätigt es sich, daß Ministerpräsident Orlando nach Paris gefahren ist, um persönlich von Clémenceau Auskunft über seine Friedensschritte in der Schweiz zu verlangen.

Opposition gegen Lloyd Georges Rekrutierungsvorlage.

h. Haag, 9. April. (Eigene Drahtmeldung.) „Daily News" bekämpft den neuen Gesetzentwurf über den Mannschaftsersatz und läßt sich sehr skeptisch über dessen Notwendigkeit aus. Das Blatt warnt vor Gesetzen, die aus einer Panik heraus geschaffen würden, und verlangt eine Untersuchung über die Vorgänge, die der Niederlage in Frankreich vorangegangen seien, so z. B. über die Rede Lloyd Georges in Paris und über die Entlassung von Robertson. Das Blatt findet, daß es mit den jetzigen Maßnahmen nicht so große Eile habe. Die neuen Soldaten würden wohl kaum vor dem Winter zur Verfügung stehen können, wo Amerikas Millionen bereits ausgebildet sein würden und wo der Mangel an Schiffsraum nur noch dringender geworden sein würde. Die „Morning Post", die grundsätzlich alles befürwortet, was die Ausdehnung der Militärdienstpflicht anbelangt, erklärt noch einmal ausdrücklich, daß man der gegenwärtigen Regierung die Leitung nicht wieder anvertrauen dürfe. Das Blatt verlangt schließlich den Rücktritt des Kabinetts.

(W. T. B.) Amsterdam, 9. April. Wie „Algemeen Handelsblad" aus London erfährt, hat der Stadtrat von Dublin gestern erklärt, daß jeder Versuch, die Dienstpflicht einzuführen, in jeder Stadt und jedem Dorf Irlands heftigen Widerstand finden werde. Man erklärte sich, um den Widerstand in Irland zu organisieren, für eine Konferenz.

Die Schwierigkeiten des Handelsverkehrs mit der Ukraine.

(Von unserer Berliner Redaktion.)

Ein österreichisch-ungarisches Schiff von 100 Tonnen Gehalt, welches landwirtschaftliche Maschinen nach der Ukraine bringen sollte, kam in Odessa an, konnte aber nicht ausladen wegen eines Streiks der Hafenarbeiter. Auch sonst sind, wie wir erfahren, die Verhältnisse in Odessa nicht derartig, daß ein längeres Warten für das Schiff Zweck gehabt hätte. Dieses mußte infolgedessen unverrichteter Sache nach Braila zurückkehren. Im großen und ganzen scheint man noch längere Zeit warten zu müssen, ehe an die Einleitung eines Tauschverkehrs mit der Ukraine zu denken ist. Derselben Meinung war auch der österreichische Handelsminister Fürst Windischgrätz, der in Berlin über diese Dinge verhandeln wollte, und erklärte, es seien in der Ukraine bereits gegen 600 Waggons Lebensmittel zusammengebracht worden, aber eine Abbeförderung sei vorläufig leider noch unmöglich.

z.

Der Bürgerkrieg in Finnland.

Fortschritte der Weißen Garde.

h. Haag, 9. April. (Eigene Drahtmeldung.) Die „Times" erfährt aus Stockholm: Der jetzt in Finnland wütende Bürgerkrieg ist noch immer nicht entschieden. Der Kampf wird augenblicklich mit großer Erbitterung weitergeführt, aber die Organisation der Weißen Garde kommt immer mehr zur Geltung, und es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß es der Weißen Regierung selbst ohne Hilfe der deutsche Verstärkungen, die dort angekommen sind, verhältnismäßig schnell gelingen wird, die Leitung des ganzen Landes an sich zu reißen. Inzwischen ist der Zwiespalt in den Kreisen der Weißen Garde selbst, und zwar zwischen den skandinavien- und ententefreundlichen Elementen einerseits und den deutschfreundlichen Elementen andererseits, vorläufig beigelegt, wobei die letzteren die Oberhand zu haben scheinen.

h. Haag, 9. April. (Eigene Drahtmeldung.) Die „Times" erfährt aus Petersburg: Die Schwierigkeiten Rußlands sind jetzt in eine neue Phase getreten. Das Land steht jetzt vor der Möglichkeit einer Bedrohung von zwei Seiten. Die Bolschewisten befürchten, daß sie sowohl vom Stillen Ozean wie von der Ostsee abgeschlossen werden könnten. Die Landung japanischer und englischer Truppen in Wladiwostok erfolgte zwei Tage später, nachdem die deutschen Truppen an der Küste von Finnland gelandet worden waren. Der derzeitige Volkskommissar für auswärtige Angelegenheiten, Tschitscherin, hat gegen beide Operationen sofort kräftig protestiert. Die Konsuln der Ententemächte haben Tschitscherin so viel wie möglich beruhigt, indem sie ihm versicherten, daß das Vorgehen in Wladiwostok nur örtliche Bedeutung habe und die ganze Sache bald werde geregelt werden. Die Bolschewisten verfahren mit ihren inländischen Feinden sehr streng, den ausländischen Feinden (lies: Deutschen Red.) gegenüber verstehen sie aber in keiner Weise aufzutreten.

Ohne ein bißchen Deutschenhetze geht es bei unseren lieben Vettern nun einmal nicht ab.

Das Saloniki-Unternehmen.

h. Haag, 9. April. (Eigene Drahtmeldung.) Der Balkankorrespondent des „N. Rott. Cour." behandelt die Lage in Saloniki. Er hält es für wahrscheinlich, daß diese Expedition demnächst wieder etwas von sich hören lassen werde. Trotzdem Clémenceau immer gegen das Saloniki-Unternehmen war und die Italiener auch dagegen waren, hat dei britische Heeresleitung es doch durchgesetzt, daß die Expedition nicht aufgegeben wird. England erklärte, daß die Expedition nicht nur eine dauernde Bedrohung für die Linie Wien—Sofia—Konstantinopel bilde, sondern auch für die Verteidigung der Linie Malta—Suez von Wichtigkeit sei. Die Aufgabe des Saloniki-Unternehmens würde den Mittelmächten Gelegenheit geben, dort Unterseebootsstationen einzurichten, die nicht nur den Weg nach dem Osten und nach Japan, sondern auch die Seeherrschaft im Aegäischen und Adriatischen Meer gefährden würden. Die Reise des Ersten Lords der Admiralität, Gedes, nach Saloniki wird mit der geplanten Erweiterung der Expedition in Zusammenhang gebracht. Dazu wird nötig sein, die Italiener, die den westlichen Flügel der mazedonischen Front bilden, durch Griechen und die Russen durch Serben zu ersetzen. Aber trotz aller von Venizelos angewandten Zwangsmaßnahmen hat die griechische Mobilisierung für Mazedonien nur 60 000 Mann geliefert, während sich die verfügbaren 10 000 Serben weigern, sich von Korfu nach der Front schicken zu lassen. Angeblich soll der Befehlshaber der Expedition, General Guillaume, nur noch die Ankunft einer Verstärkung seiner Schiffsmacht sowie der Transportschiffe mit Munition und Material abwarten, um seine Offensive zu beginnen.

Neues englisches Einheitsschiff.

ep. Zürich, 9. April. (Eigene Drahtmeldung.) Der Schweizer Preßtelegraph meldet aus London: Nach der „Times" sind fünf Schiffe, die nach einem neuen Einheitstyp gebaut wurden, am Montag vom Stapel gelassen worden.

Slovenischer Ueberfall auf Deutsche.

(W. T. B.) Wien, 9. April. Die Blätter melden aus Marburg (Steiermark): In einer südslavischen Versammlung in St. Johann an der steirischen Grenze, an der auch zahlreiche Deutsche aus den Grenzgebieten teilnahmen stürzte sich während einer Hetzrede des Abgeordneten Korosec gegen das Deutschtum plötzlich eine Horde Slovenen mit Stöcken auf die Deutschen. Es gab schwere blutige Kämpfe. Der slovenische Regierungsvertreter versagte vollkommen. Die Gendarmerie verhielt sich zunächst passiv, erst nach fast stundenlangem Kampf trat sie in Tätigkeit, und der Regierungsvertreter löste die Versammlung auf. Zahlreiche Teilnehmer mußten blutüberströmt den Schauplatz der Hetzversammlung verlassen. Das Verhalten des Regierungsvertreters wurde in der schärfsten Weise gebrandmarkt. Die Deutschen hielten in einem anderen Ort eine Versammlung ab.

*

Wie die „Morning Post" berichtet, ist das englische Paketboot „Sliewe Dloon" in der Irischen See mit einem anderen Schiff zusammengestoßen und sofort gesunken.

Es eilt nicht mit der Einzahlung!

Wer will, kann die Zahlung der gezeichneten Kriegsanleihe auf die Monate April, Mai, Juni, Juli verteilen.
Wer 100 Mark zeichnet, braucht sie erst am 18. Juli zu zahlen.
Also: jeder kann zeichnen!

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191804101/fragment/page=0001
DFG

Bericht der Obersten Heeresleitung.

(W. T. B.) Großes Hauptquartier, 9. April.

Westlicher Kriegsschauplatz:

An den Schlachtfront entwickelten sich vielfach lebhafte Artilleriekämpfe. Auf dem Südufer der Oise griffen die Truppen der Generale von Schoeler und Wichura den Feind erneut an. Zwischen der Oise und Folembray stießen sie über die Ailette bis zum Oise—Aisne-Kanal vor. In heftigen Kämpfen nahmen sie den zäh verteidigten Wald östlich von Guny. Sie erklommen im Angriff von Norden und Osten her die steilen Hänge der Höhen östlich von Coucy le Chateau und erstürmten stark ausgebaute Stellungen des Feindes. Quincy und Landricourt wurden genommen. Nach besonders erbittertem Kampf fiel heute früh auch das festungsartige Coucy le Chateau.

Im März beträgt der Verlust der feindlichen Luftstreitkräfte auf dem westlichen Kriegsschauplatz 23 Fesselballone und 340 Flugzeuge, von denen 158 hinter unseren Linien, die übrigen jenseits der gegnerischen Stellungen erkennbar abgestürzt sind. Wir haben im Kampf 81 Flugzeuge und 11 Fesselballone verloren.

Von den anderen Kriegsschauplätzen nichts Neues.
Der Erste Generalquartiermeister: Ludendorff.

Liegnitz.

Von unserem zur Westarmee entsandten Kriegsberichterstatter erhalten wir folgenden Bericht:

Corbeny-Stellung, Mitte März.

Liegnitz ist seit heute morgen nicht nur eine Stadt, sondern, nach dem Willen eines Regimentskommandeurs, etwas Oertliches zwischen dem berühmten Winterberg und den Trümmern des Dörfchens Juvincourt im Departement der Aisne. Das heißt: es ist bereits wieder gewesen. Aber alle diejenigen, die an diesem Erkundungsunternehmen größeren Stils, auf den Namen Liegnitz getauft, teilgenommen haben, werden es trotzdem nicht so bald vergessen, weil es ihrem Regiment und der Division Ruhm und Ehre eingebracht hat. Berliner eines märkischen Reserveregiments, durchweg Freiwillige, Junge und Aeltere, waren es, die in Bataillonsstärke etwa, unterstützt von Stoßtrupps des Sturmbataillons, bis in den dritten feindlichen Graben vorstießen, Unterstände und Stollen gründlichst ausräucherten und zerstörten, um mit zahlreichen Gefangenen, darunter einen Offizier, und beträchtlicher Beute befehlsgemäß in ihre Stellung zurückzugehen. Da Liegnitz augenblicklich typisch für solche Unternehmungen an der gespannten Westfront ist und ich durch seine nähere Schilderung keineswegs den Charakter ähnlicher Vorstöße verrate, weil dieser stets hinsichtlich Vorbereitung, Zeit, Oertlichkeit, Ausführung grundverschieden sein muß, darf ich ausführlich auf alle Einzelheiten eingehen, umsomehr da ich alles aus möglichster Nähe miterlebte.

Die Nacht vorher brachte das übliche Fliegerspektakel, wie man es seit Tagen überall hier gewohnt ist. Unsere Artillerie aber, deren Kommandeur auch die Minenwerfer aller Grade für Liegnitz unterstellt waren, vollendete in guten zwei Stunden ihr Verseuchungs- und Schwadenschießen, nachdem das Zerstörungsfeuer und das zusammengefaßte Zerstörungsschießen Lücken in den Hindernissen und Gassen für die Einbruchsstellen geschaffen hatte. Als die Nacht langsam in den Tag überzugehen beginnt, benimmt sich unsere Nahkampfartillerie einschließlich der leichten Minenwerfer so, als ob es sich um das harmloseste Störungsfeuer handle, während die Maschinengewehre den nervösen Gegner an jeglichen Wiederherstellungsarbeiten peinlich hindern.

Als ich auf meinem Beobachtungspunkt eintreffe, ist es fast noch ganz dunkel. Ich sehe nach der Uhr, denn ich weiß genau die Minute, wenn „Liegnitz" „steigen" wird. Ich weiß, wo im Postengraben die Bereitstellung der todesmutigen Freiwilligen erfolgt ist. Ich sehe sie im Geist vor mir: ohne Achselklappen und Papiere, die weiße Armbinde angetan, ohne Mantel, Kochgeschirr, Feldflasche, eiserne Ration; dafür ausgerüstet mit den zwei Säcken Handgranaten, um die Schultern gebunden, mit dem scharfen Patrouillendolch, mit der geballten Ladung. Die Pioniere verfügen über gestreckte Sprengladungen, Brandröhren, Räucher- und Nebelbomben, zur Säuberung und Zerstörung der Unterstände. Dazu die Flammenwerfer mit ihrer furchtbaren Waffe und die Krankenträger zur Rückschaffung der Verwundeten und Toten. Ganz still ist es vor mir. Alles ist in ein mildes, mattes Violett getaucht: die Hügel und Mulden, die kärglichen Ueberreste der Wälder und Dörfer, die feinen Striche, wo die Gräben gegenüberliegen. Ein paar Vogellaute werden im Gebüsch laut. Gespenstisch grell zucken Leuchtraketen hoch, fallen nur langsam an ihren Fallschirmen herab. Noch weiß niemand von Liegnitz — noch ein paar Minuten.

Die Dämmerung wird heller. Da prescht eine Flamme hoch — das verabredete Zeichen. Einige hundert Kanonen sind plötzlich entfesselt. In die leichten Feldhaubitzen mischen sich die schweren Mörser. Ueberall geistert es von roten Mündungsfeuern, denen dann der doppelte Knall folgt. Die leichten Minenwerfer wetteifern mit den mittleren und schweren. Auf die Breite von eineinhalb Kilometer hagelt Eisen herab, macht die Vormarschwege, den ersten, zweiten, dritten Graben sturmfrei, riegelt seitlich und rückwärts bis zur Reimserstraße ab, legt sich vor, ist eine undurchdringliche Feuerwalze geworden. Der Feind muß überrascht sein — der Feind ist überrascht worden, wie ich eine Stunde später erfahre. Nach einer knappen halben Stunde steigen rote Leuchtkugeln auf, die Nachricht, daß das Unternehmen beendet ist. Jetzt aber ist der Franzmann in seiner ganzen Wut erwacht. Wir haben ihn beim Kaffeetrinken gestört. Er läßt seine Artillerie los bis weit ins Hintergelände, versucht unsere Batterien zu vergasen. Giftige Nebelschleier bleiben in den Tälern und Mulden liegen. Gut, daß man die Gasmaske zur Hand hat, nun da es einen nach vorne treibt, die Sieger zu sehen, ihnen Glück zu wünschen, die Gefangenen und die Beute zu schauen.

Der Weg abwärts geht durch Gasschwaden und zähen Pulverqualm, den die inzwischen hochgekommene Sonne vorläufig zu durchdringen sucht. Man ist von einem seltsamen Rosa und Blau umgeben. Man weicht geschickt den nahen schweren Einschlägen aus. Und dann steht man vor Gestalten, denen man es ansieht, daß sie einen schweren Nahkampf, mag er noch so kurz gewesen sein, hinter sich haben. Die Röcke sind mit weißem Kreidestaub bedeckt, der dieser Erde hier im Aisnegebiet eigen ist. Die Hände bluten. Die Hosen sind zerrissen. Unter dem Eisenhelm kommt manch böse Beule hervor. Der Herr Major nimmt stolz die Berichte entgegen — und die Gefangenen, deren einer, Offizier, besonders niedergeschlagen ist, weil er bisher den ganzen Krieg mitmachte, vier ehrenvolle Verwundungen davontrug und nun dieses Ende seines Kampfes erlebte. Freilich, auch dieses Ende ist für ihn und seine Soldaten ein ehrenvolles gewesen. Mutig haben sie sich gewehrt und ihre endliche Gefangenschaft zu keiner leichten gemacht. Es hat unter ihnen schwere Verluste gegeben; und die Zahl der Gefangenen wäre andererseits bestimmt eine noch viel größere geworden, wenn sie im zweiten und dritten Graben nicht von ihren eigenen Kameraden schwere Gasminen auf den Kopf bekommen hätten, so daß alle davon noch jetzt fürchterlich husten müssen. Einige aber haben sich bereits soweit wieder erholt, daß sie gern von ihren Besiegern Zigaretten annehmen. Die Berliner Jungens erzählen mit leuchtenden Augen von den Minuten des Kampfes, wie vorzüglich genau unsere Artillerie gearbeitet habe, daß leider ein Offizier des Sturmbataillons, den Seinen voranstürmend, durch Kopfschuß gefallen sei, wie sie Handgranaten in den eine Unterstand werfen mußten, weil die Franzmänner darin trotz mehrmaliger Aufforderung nicht herauskommen wollten. — „Und Paule hat einen Brustschuß weggekriegt, als er die Sappe mitauswienerte", fügt einer hinzu, wie wenn es selbstverständlich sei, daß auch ich seinen Freund Paule, ohne jeden Nachnamen, kenne. Ein anderer ist höchst erfreut, „daß Kriegsberichterstatter bei so dicker Luft soweit nach vorne kämen". Und dann haben sie alle wieder eitel Worte der Anerkennung für ihren Gegner, ein Regiment des I. Korps, das längst die „Fourragère" sein eigen nennt. Die Franzosen umgekehrt sprechen mit derselben Achtung vom Feind, dessen Stärke sie bereits am 2. März bei dem schneidigen Gegenstoß zu schmecken bekamen, der ihren eigenen Angriff schnell in aufgelöste Flucht verwandelte. Und da wird die 7. Kompagnie wieder genannt und der Leutnant Klette. — Mittags bin ich bei dem Herrn Divisionskommandeur, dem der schöne Morgen wiederum bewiesen hat, daß der „Geist von Strobowa" bei seinem Regiment noch nicht ausgestorben ist.

z. Alfred Richard Meyer, Kriegsberichterstatter.

Optimistische Strömungen in Polen.

Von einem polnischen Publizisten.

W. M. In allen aktivistisch gerichteten Kreisen Polens ist eine deutliche optimistische Stimmung eingetreten. Wir hegen die Hoffnung, daß diesmal die deutsch-polnischen Beziehungen sich auf dem Wege der Besserung befinden und daß sie daher gewiß schon bald eine bestimmte Form annehmen werden.

Die aktivistischen polnischen Blätter schreiben ausdrücklich über die Notwendigkeit einer solchen Gestaltung, was sie bisher angesichts der Passivität der öffentlichen Meinung und aus Angst vor der Unpopularität nicht zu tun wagten; die kühnsten unter diesen Blättern aber, die bis jetzt nicht für möglich hielten, für den Aktivismus sozusagen „mit voller Stimme" einzutreten, lassen mit ehern klingendem Glockenton die Warnung und den Weckruf ertönen: „Es ist die höchste Zeit, die Fehler der polnischen Politik wieder gut zu machen." Zwar verbohrt sich die Linke um so stärker in ihren unversöhnlichen Radikalismus, und der Interparteiliche Klub zerbröckelt, aber unterwirft sich nicht. Doch erfolgt eine unzweifelhafte gegenseitige Annäherung der aktivistischen Gruppen auf dem Boden eines gemeinsamen Programms und einer gemeinsamen Taktik, und vielleicht wird schon bald erreicht sein, was der heiße Wunsch vieler polnischer Patrioten ist: eine aktivistische Front.

Das wurde durch einige Ursachen bewirkt. Unter diesen hat die Frage des Cholmer Landes, das verloren wurde, aber noch gerettet werden kann, gewiß die Rolle einer Drohung gespielt, wiewohl es uns nicht leicht fällt, dies zu bekennen. Man sollte nur nicht die Rolle einer solchen Drohung einem Volke gegenüber, das im Unglück so viel ertragen hat, wie das unsere, übertreiben. Eine größere Rolle hat sicherlich in unserer gegenwärtigen Psychologie die tiefe Enttäuschung gespielt, die die polnischen austrophilen Sympathien erfuhren. Sie waren ziemlich allgemein und ziemlich ..., wiewohl sie im Kriege durch die Stürgkhsche Politik geschwächt wurden. Sie waren jedoch noch stark genug, daß die Enttäuschung eine beinahe leidenschaftliche Reaktion im polnischen Herzen hervorrief. Der gegenwärtige Schmerz, eine einfache Folge der Liebe, wird gewiß nach einiger Zeit vergehen. Gegenwärtig ist er stark. Aber er erweist uns den Dienst, daß er den polnischen Geist kühler, freier, für die Bedingungen der Wirklichkeit empfänglicher und dadurch politischer gemacht hat.

Es muß jedenfalls gesagt werden, daß der jetzige Versuch einer deutsch-polnischen Verständigung in einem für ein derartiges Unternehmen günstigen Augenblicke gemacht wurde. Und Stimmen wie die von Prof. Delbrück und Dr. Haas haben bei uns das ihrige getan.

Nachdem unsere politische Ohnmacht mehrere Wochen gewährt hat, verlangen wir mit Ungeduld danach, endlich vorwärts zu kommen, um so mehr, als unsere Politiker sich bereits darüber klar sind, daß die Bildung eines sogenannten „Beamtenkabinetts" keine glückliche Idee gewesen war. Dieses Kabinett war in keiner Hinsicht ein Beamtenkabinett, da es in Polen überhaupt an Beamten fehlte, und die heutigen „Leiter der Ministerien" sind ebensolche politische Männer, wie es die Minister des früheren Kabinetts waren und es die Minister des künftigen sein werden. Man hat es ihnen nur verboten, sich mit Politik zu befassen.

Was war die Folge davon?

Daß sich der Regentschaftsrat selbst, also ein unverantwortliches Kollegium, mit der Politik befaßt — eine anormale und unerwünschte Erscheinung. Und wenn nun der Regentschaftsrat einen Aufruf erläßt, der den neuen Staatsrat einberuft, gibt es niemanden, der den Aufruf gegenzeichnet. Manche polnische Blätter haben dieses System verurteilt.

Allein: „Es gibt nichts Böses", sagt ein polnisches Sprichwort, „das nicht zum Guten führen würde." Steczkowski, der frühere Finanzminister, der das neue Kabinett organisiert, erklärte bereits, daß dieses Kabinett verantwortlich sein und in Zukunft die Politik selbst führen werde. Das ist sein Recht und seine Pflicht. Die letzten Erfahrungen dienten eben dazu, uns diese gesunde Wahrheit zum Bewußtsein zu bringen.

Die Wahlen in den Staatsrat werden bereits am 9. April stattfinden. Der neue Staatsrat wird öffentliche Sitzungen abhalten. Es wird also im neuen Polen eine Stelle geben, wo unsere Politiker sich frei aussprechen und die verschiedenen Meinungen im Tageslichte aneinanderprallen werden. Schon dies allein wird mächtig zur Gesundung der Verhältnisse beitragen.

Steigende Unzufriedenheit mit den Bolschewiki.

Das Pariser „Journal" vom 25. 3. bringt folgende Schilderung seines Petersburger Berichterstatters Paul Erio:

Seit der Ratifizierung des Friedensvertrages bemächtigt sich der Bevölkerung Rußlands ein allgemeines Mißbehagen. Das ganze soziale Gebäude stürzt zusammen, und an die Trümmer suchen sich die Regierenden verzweifelt zu klammern. In aller Heimlichkeit beeilen sie sich, die Vertragsbestimmungen auszuführen. Man hat den Eindruck, daß sie um jeden Preis einen Konflikt vermeiden wollen, in dessen Folge die Deutschen neue Gewinne an sich reißen und nach Petersburg und Moskau kommen könnten. Die Besetzung dieser Städte würde in der Tat den Volkskommissaren einen unheilvollen Schlag versetzen, da sie dann in einen fernen Ort im Innern des Landes getrieben würden, wo sie über ihre zerstreuten Anhänger nicht mehr denselben Einfluß hätten. An der Zukunft der Nation erklären sie sich mit zynischer Verachtung uninteressiert. Sie beseelt nur die Sorge um die Rettung der Sowjets, selbst wenn Rußland darüber zugrunde ginge.

Die Sozialrevolutionäre, die sich zu Moskau mit großem Getöse von den Bolschewiki lostrennten, könnten die Vorstellung erwecken, daß sie Großes unternehmen würden. Sie haben Pläne zur Bildung einer Armee ausgearbeitet, mit der sie zunächst die Leninisten stürzen und dann den Mittelmächten die besetzten Gebiete entreißen wollen. Leider ist es aber wahrscheinlich, daß ihre jetzige Initiative sich nur in Reden ausleben wird. Ihre gänzlich hohle Tätigkeit seit der Revolution rechtfertigt zur Genüge diese Vermutung.

Auf die Revolutionierung des Weltproletariats, die die Bolschewiki noch vor zwei Monaten als sicher verkündeten, rechnen sie jetzt nicht mehr. Lenin zwar, geblendet von seinen Utopien und im Stolz auf die Rolle, die er spielt, gibt die gefährliche Lage seiner Partei nicht zu; Trotzki aber und etliche andere teilen diese Sicherheit ihres Oberhauptes nicht mehr. Durch Hunger wurde eben die Begeisterung der Ueberzeugungstreuesten rasch gedämpft. Und die große Masse des Bolschewikianhangs wurde ja nicht durch Ueberzeugungen zusammengeführt, sondern ließ sich durch die unsinnigen Versprechungen der internationalen Demagogen verleiten. Und nun folgte ein peinliches Erwachen.

Noch rumort es leise in Petersburg. Vor den umlagerten Bäckereien wächst der Zorn des Volkes von Tag zu Tag. In den Fabriken und auf den Straßen finden beständig Versammlungen statt, zu denen die Bolschewiki nicht eingeladen werden. Dieser Geisteszustand beunruhigt die klarblickenden Leninisten viel mehr als die Pläne der verschiedenerlei Sozialisten oder die schüchternen Umtriebe der Gegenrevolutionäre. Wer aus dieser Zerrissenheit gewinnen wird, läßt sich noch nicht vorhersehen; daß daraus aber neue Unruhen entstehen, die die Anarchie noch vermehren, ist nicht zu bezweifeln.

Unser Gewinn in 14tägiger siegreicher Schlacht und der englisch-französische Gewinn 1916 in der Somme-Schlacht (schraffiert) nach dreimonatigen Anstrengungen.

Kriegsallerlei.

Ein französisches Mittel gegen deutsche Luftangriffe.

Der ständige Marinemitarbeiter der „Dépêche de Brest" machte kürzlich folgenden ungeheuerlichen Vorschlag: Als wir die Torpedierung der Hospitalschiffe durch die deutschen U-Boote verhindern wollten, gaben wir öffentlich bekannt, daß wir die vornehmsten gefangenen Offiziere miteinschiffen würden, und seitdem wurde kein Hospitalschiff mehr torpediert. Verständigen wir jetzt einfach den Feind, daß wir, sowie das Alarmzeichen für Fliegerangriffe gegeben wird, 200 bis 300 dieser Herren „von" in den verschiedenen Stadtteilen ungedeckt auf die Plätze und großen Avenuen verteilen werden, so daß jede Bombe zum mindesten einen von ihnen faßt. Führen wir das vom ersten Angriff an energisch durch und veröffentlichen wir später die Namen der Getroffenen, so wette ich, daß die Gothas nicht mehr erscheinen werden. Natürlich können wir diese Leutchen nicht frei in den Straßen von Paris herumlaufen lassen. Aber die Marine besitzt ja unter ihrem Gerümpel noch die Eisen, die früher gebraucht wurden, einfache und doppelte Ringe, die man an Bord für die Trunkenbolde und Taugenichtse brauchte. Damit die Herren „von" nicht weglaufen, braucht man sie nur überall dort, wo sie ausgestellt werden sollen, auf den Plätzen, Boulevards usw. einfach anzuketten. Wird der Alarm abgeblasen, nimmt man ihnen die Eisen wieder ab. Warum sollte das, was bei den Hospitalschiffen geholfen, nicht auch beim Bombardement offener Städte helfen?

Der deutsche Offizier.

Hamilton Fife, der Berichterstatter der „Daily Mail", schreibt in einer Schilderung des dritten Schlachttages: **Die Deutschen stießen mit ihrer Ueberzahl vor, wo immer sie die Möglichkeit sahen, uns zurückzutreiben. Bei dieser Taktik bewiesen ihre Offiziere einen hohen Wert. Sie leiteten ihre Leute mit großer Kraft und Takt. Dabei haben Leute, die behaupteten, die deutsche Armee zu kennen, uns weisgemacht, die deutschen Offiziere ließen gerade diese Eigenschaften vermissen.**

„Es geht doch nichts über eine geregelte Tätigkeit, wie man sie jetzt durch den Krieg hat." — „Dann sind Sie wohl beim Hilfsdienst beschäftigt?" — „I wo, aber ich muß doch für meine ganze Familie die Lebensmittelkarten in Ordnung halten." („Simplizissimus".)

Sie wissen immer

wann der Zug geht und wieviel die Fahrt nach jedem Ort kostet, wenn Sie unsern beliebten Taschenfahrplan, versehen mit Fahrpreisanzeiger, besitzen. Für 20 Pfg. durch uns oder unsere Zeitungsträgerinnen erhältlich.
General-Anzeiger f. Halle u. d. Prov. Sachsen.

Der Sieger.

Roman von **Marie Stahl.**

17) (Nachdruck verboten.)

Gerichtlich gültige Beweise gegen Duwe Troll gab es doch gar nicht. Dazu kam die echt weibliche Neugierde und der Wunsch, Augenzeuge dieser ungeheuren Veränderung in Mahlow zu werden. Es war doch zu interessant, wie sich diese Ehe vollzogen hatte: wie Duwe Troll sich nun als Herrin und Frau von Quarz benahm und ob sie ihren Mann ganz unter dem Pantoffel hatte. Sicher würde sie nun einen großen Luxus treiben und ein üppiges Leben führen, wer weiß, ob sie ihren Vater nicht ruinierte! Das ist ja gewöhnlich so, wenn eine aus niederem Stande hochkommt! Und was würde Auguste Stöwesand dazu sagen? Ob sie wohl bliebe? Ach, Auguste würde sie zu gern über all diese Geschehnisse sprechen!

Diese Gedanken ließen Helga nicht zur Ruhe kommen, doch sie hätte es nicht gewagt dem Gatten gegenüber ihre Ansicht zur Geltung zu bringen. Sie wußte, daß es ein vergebliches Unterfangen sein würde und ergab sich schweigend.

Der Brief, den ihr Mann im Laufe des Tages als Antwort auf die Vermählungsanzeige schrieb, fiel ihr wie ein Stein auf das Herz und machte sie tieftraurig. Wenn sie auch noch so entrüstet über diese fatale Heirat war, ein Bruch war doch das Allerschlimmste! Der Brief lautete:

Verehrter Schwiegerpapa!

Die so ganz unerwartete Anzeige Deiner überraschend schnell vollzogenen Ehe hat einen peinlichen Eindruck bei uns hervorgerufen, nicht nur weil diese Eile gegen die Sitte verstößt, und Dich übler Nachrede aussetzt, sondern in erster Linie wegen der Dame, auf die Deine Wahl gefallen. Verzeih' meine Offenheit, aber die Sache ist zu lebenentscheidend und wichtig, um mit meiner Meinung hinter dem Berge zu halten. Deine Tochter ist meine Frau, und wir werden zu stark von dem verhängnisvollen Schritt, den Du getan, mitbetroffen, um Rücksichten obenan zu stellen. Ich fühle mich berufen, als Anwalt Deiner beiden Töchter aufzutreten, deren vitalste Interessen Du auf das schwerste geschädigt hast. Dabei sehe ich von materiellen ab und meine den Verlust an bevorzugter gesellschaftlicher Stellung und Ansehen, den Dein Haus und Du selbst durch diese nicht standesgemäße und einwandfreie Wahl erleiden. Es tut mir leid, Dir sagen zu müssen, daß ich Dich für einen Betrogenen halte. Ich bitte Dich, Helga und mir eine Unterredung unter uns zu gewähren, wir wünschen Dir persönlich mitzuteilen, welche Beobachtungen gemacht worden sind, die meine Ansicht rechtfertigen. Wenn Du der Sache auf den Grund gehst und die Wahrheit aufdeckst, wirst du sicher den Schritt rückgängig machen können, der Deinem alten Namen und Deinen Jahren nicht zur Ehre gereicht. Ich kann Dir nur sagen, daß dringende Verdachtsmomente vorliegen gegen die Ehrenhaftigkeit der Dame, die Du zu Deiner Gattin gemacht. Unter diesen Umständen wirst Du begreifen, daß wir eine Einladung nach Mahlow morgen und überhaupt nicht annehmen können. Helga kann dieser Dame nicht die Ehren erweisen, die ihr an der Stelle ihrer verstorbenen Mutter zukommen, und ich werde einen Verkehr nicht gestatten. Ich möchte auch Tora hier behalten, bis die Sache geklärt und hoffentlich rückgängig gemacht ist, denn ich würde einen Aufenthalt in Mahlow jetzt unter allen Umständen für eine Gefährdung des sehr eindrucksfähigen, leicht zu beeinflussenden Kindes halten, das bereits einer gewissen einschmeichelnden Verführung vollständig erlegen war. Und selbst wenn alles in Ordnung wäre, wirst du mir zugeben, daß eine Flitterwochen-Atmosphäre nicht das Rechte für ein Mädchen ihrer Veranlagung ist. Es wäre mir am liebsten, wenn Du zu dieser Unterredung zu uns kämst, ich bitte Dich, die Stunde zu bestimmen. Helga, die sich recht elend fühlt und viel geweint hat, grüßt Dich herzlich mit mir.

Dein ergebenster Schwiegersohn
Ludolf."

Als Helga den Brief gelesen, schüttelte sie den Kopf und sagte: „Papa wird nie kommen, nie mehr." Ihr Gatte brauste auf und entgegnete, wenn er einen Funken Ehrgefühl habe, könne er diese Verdächtigung seiner Frau nicht auf sich beruhen lassen. Doch Helga behielt recht.

Am folgenden Tage erschien Grunert mit dem kurzen schriftlichen Befehl seines Herrn an Helga, ihre Schwester mit ihrem Gepäck unter seiner Obhut unverzüglich nach Mahlow zu senden. Der Wagen wartete vor der Tür.

Da kein Recht vorlag, Herrn von Quarz seine kleine Tochter vorzuenthalten, mußte diesem Befehl Folge geleistet werden. Tora fuhr mit bedrücktem Herzen und verstört ab. Sie freute sich wohl auf zu Hause, der Stadtaufenthalt behagte ihr gar nicht, und es wurde zu viel an ihr geschulmeistert und erzogen bei der Schwester, auch hatte Kuno sie nach Kräften tyrannisiert, dazu war die Sehnsucht nach dem über alles geliebten Vater übermächtig geworden. Doch der Abschied von der Schwester warf einen tiefen Schatten auf ihr weiches Gemüt und beunruhigte sie tief. Helga hatte so sehr geweint und so seltsame Dinge gesagt, daß sie nicht recht begreifen konnte. Daß Duwe Troll jetzt ihre Mama sein würde und daß sie sich lange Zeit gar nicht sehen würden, denn sie, Helga, könne nicht mehr nach Mahlow kommen.

„Was man dir auch sagt, vergiß nicht, daß ich deine Schwester dir am nächsten stehe, und wer deine rechte Mutter war. Du bist jetzt noch zu jung, aber du wirst es einmal einsehen, daß ich es am besten mit dir meine, besser als Papa und diese neue Mama, die sich zwischen uns stellt, sagte Helga beim Lebewohl unter heißen Tränen.

Das alles erfüllte das Kind mit tiefem Wundern, beklemmenden Erstaunen und Mitgefühl. Weinend hing auch sie am Halse der Schwester und rief: „Nein, nein, du mußt recht bald nach Mahlow kommen, ich werde Papa schon sagen, daß er dich holt! Und ich werde ihm sagen, wir wollen keine neue Mama."

Während der Fahrt versiegten zwar die Tränen doch es blieb ein Bangen vor der Unverständlichen zurück, das sich zu Hause ereignet haben sollte, worüber Helga so unglücklich war, und die unheimlichen Märchen von den Stiefmüttern fielen ihr ein und ängstigten sie.

Die Absage Bannersbergs und die Verdächtigungen, die der Brief des Regierungsrats enthielt, hatten den Frieden und das Eheglück in Mahlow nicht gestört. Herr von Quarz zerriß das Schreiben und schleuderte es zornig in den Papierkorb. Sein hochherziges Vertrauen war nicht erschüttert, er teilte seiner Frau nichts als die Absage mit.

„Ich habe von dem steifleinenen Kerl, dem Ludolf, nichts anderes erwartet, und ihn werde ich gern verschmerzen, aber um Helga ist's mir leid," sagte er zu Duwe. „Sie ist doch mein Kind, wenn auch leider sehr verschieden von Tora. Im Grunde hat sie auch eine gute Gemütsart, sie ahnt nur selbst nicht, wie wenig ihre Mutter und ihr Mann von ihrem eigenen Selbst weggelassen haben."

Duwe war doch bekümmert und fühlte sich bedrückt durch diesen Konflikt zwischen Vater und Tochter, den sie verschuldete. Es war der erste Schatten, der auf ihre junge Ehe fiel. Bis jetzt hatte das Uebermaß des Glücks ihr Schwingen verliehen, die über jeden Stein, an den ihr Fuß stoßen konnte, hinwegtrugen. Jeden Morgen beim Erwachen fragte sie sich, ob es denn nicht alles nur ein wundervoller Traum gewesen, der über Nacht zerronnen? Und wenn sie zur schönen Wirklichkeit zurückkehrte, konnte sie sich vor Dank und Herzensjubel kaum fassen.

Ihr Gewissen quälte sie nicht. Sie wußte, Lebrecht Vollmar liebte in ihr ein Phantasiegebilde, das mit der Wirklichkeit kaum etwas zu tun hatte. Für eine Künstlerseele mochte das ein Bündnis sein, sie konnte jedoch unmöglich in den Wolkensphären seiner unsichtbaren Königreiche schweben bleiben, ohne festen Boden unter den Füßen. Ob seine Träume von Ruhm und Gold und Ehre sich je realisieren würden, war mehr als zweifelhaft. Vorläufig war es ein angehender Volksschullehrer ohne einen Pfennig Vermögen, mit einer schwachen Lunge. Selbst wenn es ihm glücken sollte, das Unwahrscheinliche zu erreichen, waren für sie Jugend und Schönheit längst dahin, und mit ihnen würde auch sein Märchentraum vergehen. Was bliebe dann übrig als traurige Enttäuschung? Liebe hatte sie nie für ihn empfunden, daß wußte sie jetzt. Sie war ein Künstlerkind, und er hatte ihre Phantasie gefangen, die Erinnerung daran bedeutete für sie nur ein Sonnenflimmern am Sommertag.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191804101/fragment/page=0002